



**Pikante und heitere Blätter.**

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postanstalten oder direct bei unserer Administration (Redaction und Administration: Budapest, IV. Hatvanergasse 2) angenommen. — Beiträge werden honorirt, Manuscripte nicht zurückgeschickt.

Pränumerationsbetrag für Oesterreich-Ungarn:  
auf 1/2 Jahr 2 fl. 50 kr. — 1/3 Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl.  
für Deutschland und das übrige Ausland:  
auf 1/2 Jahr 4 Mark 50 Pf. — 1/3 Jahr 8 Mark — 1 Jahr 14 Mark.



— O, Holde, wo Sie weilen, da muß der Himmel sein!  
— Ei, nicht so hoch; nur Breitegasse Nr. 15,  
zwei Treppen hoch, links.

**Cocotten-Fieder.**



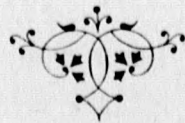
IV.

Was sichts euch an, ihr edlen Frauen,  
So zimpferlich zu thun?  
Und ach, gar so empört  
Ganz tief auf uns herabzuschauen?  
Gar viel' von euch sind ja nicht  
besser  
Als wir, die von der Sünd'  
Beziehen unser Brot.  
Wozu der Kampf bis auf das  
Messer?

In Heimlichkeit, die sogenannte Liebe,  
Auch ihr genießet sie;  
Euch ist sie Caviar.  
Ihr folgt der Noth nicht, nur dem Triebe.

Und noch Ein's sagt man: Sondergleichen  
Versteh' es manche Frau  
Verbindend Beides — sich  
Auf's Brot den Caviar zu streichen.

A. B.



## Eine tugendhafte Wittwe.



Es war Abend. Müde und verstimmt war er nach Hause gekommen. Er warf sich in seinen Schaukelstuhl, brannte sich eine Zigarre an und überließ sich seinen Gedanken. Mittlerweile war es in seinem Zimmer völlig dunkel geworden und dies paßte ganz zu seiner Stimmung. Um keinen Preis würde er Licht angezündet haben.

„Seit zwei Monaten habe ich nunmehr diese Wohnung inne“ — monologisirte er — „seit zwei Monaten bestürme ich sie mit meinen Bitten und Beschwörungen — Alles umsonst! Vergebens äußert sich meine heiße Liebe in hundert untrüglichen Zeichen; sie bleibt unempfindlich, als wäre sie von Marmor. Sie ist still und schweigsam. Wenn ich zu ihr spreche, schaut sie mit ihren großen, blauen Augen mich an; aber ich fühle, daß sie mich nicht sieht, daß ihr Blick in die Ferne irrt, ihre Seele eine andere Stimme hört und die meinige nicht versteht. Zuweilen treibe ich Späße und Schürren, dann schaut sie mich so trübselig an, als würde sie noch immer ihren verstorbenen Gatten beweinen. Ist es denn möglich, daß diese Frau, das Leben, die Frische, der Liebreiz selbst, diese Frau, die dazu geschaffen ist zu leben und zu lieben — ist es möglich, daß sie nur einmal lieben konnte?“

Und während Eugen dies vor sich himmurmelte und sich dabei mechanisch im Schaukelstuhl wiegte, bemerkte er plötzlich, daß aus dem benachbarten Zimmer ein schwacher Lichtschimmer durch das Schlüßelloch dringe. Im nächsten Augenblicke kniete er vor dem Schlüßelloch. Was er sah, war ein schlanker Frauenleib. Er erkannte Anna auf den ersten Blick.

So lieblich ihm diese Erscheinung auch war, wollte er dennoch die Augen wegwenden, denn er fühlte schweres Leid im Herzen. Warum soll er sie belauschen? Welchen Zweck würde das haben? Sie liebt ihn doch nicht! . . .

Da horchte er mit einem Male auf: er vernahm ein schwaches Rauschen von Kleidern. Seine Nachbarin schickt sich an zu Bette zu gehen.

Einen Augenblick schwankte er; einen Augenblick erhob sein Gewissen Einsprache; aber schon in der nächsten Sekunde kniete er vor der Thüre, um jede ihrer Bewegungen zu belauschen.

Nest legte sie ihr Oberkleid ab; dann schnürte sie ihr Nieder auf. Hierauf zog sie ihre Schuhe aus und die rosa Seidenstrümpfe, welche ihre plastisch geformten Füße und Waden bekleidet hatten. Eine kurze Weile ergözte sie sich selbst an der zauberischen Schönheit ihres Leibes, dann, als würde sie eine Ueberraschung fürchten, drehte sie mit einer raschen Handbewegung die Lampe ab und tiefe Finsterniß herrschte nun in ihrem Zimmer.

Eugen aber kniete noch lange mit zurückgehaltenem Athem vor der Thüre, als würde er hoffen, daß diese Zauber-Erscheinung noch einmal vor ihm auftauchen werde.

\*

Und an den folgenden Tagen sah er Anna abermals sich vom Bette erheben und zu Bette gehen und diese regelmäßig wiederkehrende Feen-Erscheinung brachte sein ganzes Wesen in Aufruhr. An jedem Orte und bei allen seinen Beschäftigungen lag ihm nur Anna im Sinn und er konnte nichts Rechtes vor sich bringen. Zumeist saß er zuhause. Sein Stübchen schien ihm jetzt so zauberisch schön und zugleich so traurig und öde. Und vergebens bestürmte er die schöne Anna von Neuem: sie blieb unerbittlich. Sie sagte nicht „Nein“, aber ihr beharrliches Schweigen war beredter als jede Zurückweisung.

\*

Und wieder kniete Eugen vor dem Schlüßelloch. Der vernunftstraubende Zeitvertreib, Anna schlafen gehen zu sehen, war ihm schon zur Lebensgewohnheit geworden.

Heute hatte sich Anna, als wollte sie ihn necken und zum Wahnsinn treiben, sich gerade der Thüre gegenüber gestellt.

Ihr rabenschwarzes Haar fiel in dicken Flechten auf ihre nackten Schultern herab; ihre Augen brannten in hellem Feuer; ihre Lippen waren wie Küsse heischend geöffnet. Da fiel ihr Armband zu Boden und wie sie sich bückte, um es aufzuheben, guckten zwei schneeweiße Täubchen mit rothen Schnäbeln hinter der Spitzenkrause hervor, die ihren Busen umgab.

„Ich muß wahnsinnig werden!“ toste es in Eugen's Hirn. „Ich dringe in ihr Zimmer, sie muß mein werden und mag ich dabei Alles riskiren und mögen alle Qualen der Hölle mein Lohn sein!“

Er drückte kräftig auf die Klinke und — die Thüre ging ganz leicht auf.

„Um Verzeihung, Madame . . . Die Thüre war zufällig offen. . .“ stammelte er verlegen, als er sich so plötzlich ihr gegenüber sah.

„Ei, Sie Narrchen, erwiderte sie lächelnd; hätten Sie es schon früher versucht! . . .“

**Leander.**



## OUJOUX.

Zu zwanzig Jahren ist die Liebe ein Vergnügen, zu dreißig Jahren ein Bedürfniß; zu vierzig Jahren eine Gewohnheit, zu fünfzig Jahren eine Unhöflichkeit.

\*

Dem Erstbesten gestatten wir nicht, über unsere Freunde zu lästern; das ist ein Vorrecht der Freundschaft.

\*

Alle Welt hat Vächerlichkeiten; aber die Einen stehen über denselben, die Anderen unter denselben.

\*

Der erste Kuß ist wie der erste Schluck Wein: ein Versuch, ob es der Mühe werth ist fortzufahren.

\*

Viele Frauenherzen gleichen den Monatszimmern, die auf den Hausthoren angekündigt sind: „Für einen oder zwei Herren zu vermietthen.“

\*

Wir löschen unsern Durst nach Küßen nicht immer an den Lippen, die ihn erregt haben.

\*

Küsse und Sterne zählt man nicht.

## Auf dem Tanzboden.

Erzählt von R. v. S.

I.

In Seefeldern gab es heute fröhliches Leben. Beim Gemeindevorstand war Tanz angesagt. Die körperlich übermäßig entwickelte Hausfrau rollte wie eine Kugel geschäftig durch das ganze Haus; auch sonst war Alles, was Hände und Füße hatte, in Thätigkeit, vom rührigen Wirth selber, bis zur letzten Magd.

Nur Susi, die hübsche Haustochter, betheiligte sich nicht an der Arbeit; die saß in ihrem Stübchen ganz allein und probirte vor dem Spiegel das Kleid, welches sie für sich zurecht gemacht hatte und in welchem sie die Schönste zu sein hoffte. Jedenfalls war sie die Einzige, welche sich heute Abends städtisch trug und welche aus diesem Grunde schon auffallen mußte.

Wie die hübsche Susi so auf den Beinen vor dem Spiegel stand, war die ganze Eitelkeit ihres Geschlechtes in ihren herb frischen Zügen ausgeprägt. Wohlgefällig sah sie auf ihre volle Büste nieder, welche das Kleid nur eben so weit bedeckte, als es der alberne, bäuerliche Anstand verlangte.

Sie wollte Alles zur Geltung bringen, was ihr die Natur reichlich und schön verliehen, um Einen zu bewältigen. Dieser Eine war der neue Schulmeister, der an diesem Abend, eben so wie sie, zum erstenmale sich unter die Leute mischte.

Vormittags hatte sie seine Stimme im Chor der Kirche gehört. Wie kräftig und schön hatte er gesungen, wie sicher die ganze Messe geleitet! Gesehen hatte sie ihn noch nicht und ihre Gedanken weilten unablässig bei dem ihr noch unbekanntem Lehrer. Er war unlängst erst aus der Stadt herausgekommen und besaß gewiß die feinsten Manieren. „Feine Manieren!“ das war der Susi Steckenpferd. Das hatte sie bei der Schwester ihrer Mutter in der Stadt gelernt, bei der sie seit

ihrem 16. Jahre lebte. In weniger als zwei Jahren war Susi eine ganz annehmbare Stadtschönheit geworden, die nach Bedarf sittsam oder kokett zu sein wußte, auf der Straße wie ein Gretchen einherging und im Ballsaale ohne Erröthen ihre frischen Reize zeigte. Und sinnlich war sie — diese große, dicke Person mit den blitzenden Augen, den süßlichen Lippen, dem unbestimmten Sehnen nach einem Helden, der denen glich, die sie in der Romanbibliothek ihrer Tante kennen gelernt hatte.

Nun war sie neunzehn Jahre alt geworden und ihre Erziehung vollendet. Das heißt: sie war gänzlich verzogen heimgelommen, um sich in der bäuerlichen Wirthschaft der Eltern, mit ihren Stadtmanieren und ihren Gelüsten nach Feinheit eben so unbehaglich zu fühlen, als sich auch unpassend zu benehmen.

Während ihrer Kleiderprobe kam ihre Mutter zur Thür herein.

„Misse, wie schaust denn aus?“ das war das erste Wort der dicken Frau, die fast roth geworden war, als sie daran dachte, daß ihr Kind sich so den Männern zeigen könne.

Dabei legte sie die rothen Hände auf den eigenen umfangreichen Busen, der Zeiten denkend, da nur ihr Mann beim Fensterln das zu sehen bekam, was heute ihre Tochter unbefangen Allen zeigen wollte.

Susi war selber jetzt ein wenig verlegen, doch antwortete sie der Mutter schnippisch:

„Was wolln's denn, Mutter? ich bin kein Landmädchel mehr. So tragt man sich in der Stadt. Das ist ohnehin nur ein Sommerkleid; denn eine Balltoilette wie ich sie drinnen getragen habe, könnte ich hier gar nicht anziehen.“

„So nimm wenigstens a Halstüchl!“ meinte die Mutter, welche wohl fühlte, daß ihre schöne Tochter ihr doch wohl in allen Dingen überlegen sei. Dann zog sie sich, fast scheu vor so viel städtischer Bildung, schleunig wieder zurück.

Ihr Mann, dem sie davon erzählte, lachte nur.

„Laß geh'n“ sagte er, „des is halt modisch; z'weg'n den san d' Stadtleut a net schlechter, als wir. Gelt? Alt — denk' z'ruck, — i hab a kan Raß im Sack faust!“

Des Gemeindevorstandes lusterne Neuglein glitten an den äppigen Formen seiner Geliebten hinab und diesmal noch viel tiefer erröthend, zog sich diese abermals schleunig zurück.

II.

Die Fiedeln spielten, eine Clarinette quakte und heller Lampenschein erfüllte die große Stube des Gemeindevorstandshauses.

Dort drehten sich die ländlichen Paare eifrig im Tanze und die Wangen der Mädchen glühten unter den blitzenden Augen der Bursche. Es fiel manch laute anzügliche Rede und manche ganz unzweideutige Anspielung zeugte von der gesunden Sinnlichkeit der biederen Landbewohner.

Wohl eine Stunde lang währte der Tanz schon, ohne daß die Haustochter auch nur einmal daran theilgenommen hätte. Jeder glaubte es ihr, daß sie das arge Kopfweh habe, von welchem sie sprach, denn recht verdrossen saß sie am Honoratiorentisch.

Mit ihm, dem ersehnten, unbekanntem Schulmeister gedachte sie den Abend zumeist zu verbringen. Er war sicherlich der Einzige, welcher zu ihr paßte, nicht nur der Kleidung, sondern auch dem Benehmen nach. Um das Unwohlsein glaubwürdig zu machen, welches sie bei den abgewiesenen Tänzern vorschützte, zog sie sich mehrmals zurück. Von dem Fenster ihres Stübchens aus schaute sie dann nach der Straße hinab, um den Erwarteten früher kommen zu sehen.

Eben schlüpfte sie wieder aus ihrer Stube in das Extrazimmer, zum Honoratiorentisch. Dort steht jetzt, mit dem Rücken ihr zugewendet, ein hoher, schlanker Mann und plaudert mit angenehmer Stimme mit den Sitzenden, welche sich beeilen, ihm Platz zu machen. Es ist der sehulich Erwartete. Er trägt, etwas salopp, dunkle städtische Kleidung. Dieser Gegensatz ist Susi unendlich angenehm, die sich nun seit zwei Tagen unter

Bauernjankern mit blinkenden Knöpfen und dem unvermeidlichen Stallduft bewegt hat.

„Ah — da kommt ja d' Susi,“ sagt lebhaft ihr Vater jetzt und in demselben Augenblicke wendet sich der Lehrer um.

Ein plattes, häßliches Gesicht schaut ihr entgegen. Es wird ihr schier übel, doch fühlt sie, daß jetzt Alles auf sie schaut und daß sie es nicht merken lassen dürfe, wie sehr enttäuscht sie ist.

Sie legt also mit einem Lächeln, das ihrer Fassung Ehre macht, ihre Hand in die hagere Hand des Lehrers und die Beiden begrüßen sich nun so städtisch fein und gewandt, daß die einfachen Leute um den Tisch völlig ein Schauspiel vor sich zu haben meinen.

„Er spricht wenigstens gut“ tröstet sie sich und da er ihr Complimente über ihre Toilette macht, ist sie fast versöhnt. Als er aber später beim Tanze mit ihr beweist, wie er trotz seiner musikalischen Begabung keinerlei Tanzfertigkeit habe, verliert sich das bischen Wohlwollen wieder, welches sie ihm entgegengebracht hatte und sie fängt an, ihren ersten Unterhaltungsabend im väterlichen Hause für einen verlorenen zu halten.

### III.

Da — mitten in dem Tanz, bei welchem der unselige Mensch mit ihr herumphopft — fällt ihr Blick auf einen eben eintretenden Burschen.

Der herkulische und doch eben so geschmeidige als kraftvolle Körper des Kommenden ist, wie der aller Tänzer, in die kurze Jacke und die enganliegende Hose der hiesigen Bauern gehüllt.

Die kräftigen Waden stecken in grauen Strümpfen und die Füße in groben Bauernschuhen. Er sieht also aus wie die Andern. Aber diese sind der Susi fast widerlich — wie kommt es, daß ihr plötzlich der Lehrer trotz seiner fast noblen Erscheinung wie eine Karrikatur erscheint neben dem Bauer, der mit gekreuzten Armen an der Wand lehnt und dem Tanze zusieht?

Susi ist müde und darum geleitet sie ihr Tänzer zu einem Ruheplätzchen.

Kaum sitzt sie, da verläßt der Fremde, der noch immer ihr Auge fesselt, seinen Platz und kommt auf sie zu.

Der Lehrer neigt sich zu ihr.

„Nehmen Sie sich vor Dem in Acht, Fräulein Susanne; der ist für die Frauen der gefährlichste Mann der Gegend. Tobi nennt er sich; sie heißen ihn aber nur den Wildling und Alle laufen ihm nach.“ Susi schaut hochmüthig auf und entgegnet kurz:

„Er ist ein Bauer.“

„Und Sie sind in der Stadt zur Dame geworden“ sagt der häßliche, kluge Mann mit leichtem, ironischem Lächeln; dann tritt er zurück, um den Andern herankommen zu lassen.

„Wollts mit mir tanzen, Jungfer Susi?“ fragt Jener.

Während sich Susi zögernd erhebt, um ihm zum Tanze zu folgen, geht der Lehrer in das Nebenzimmer. Der Tobi wendet sich zu ihr und umfaßt ihre Hüfte; dabei sieht sie ihm ganz zufällig in die Augen, die mit einem eigenthümlichen Ausdruck auf sie gerichtet sind und bei seiner Berührung und seinem Blick läuft es ihr glühend heiß durch den Leib. Seine Lippen sind leicht geöffnet, sie sind roth und voll und zwischen ihnen blitzen die weißen Zähne und über ihnen sitzt martialisch der blonde Schnurbart.

Um halbe Kopfeslänge überragt Tobi seine Tänzerin, doch fühlt sie seinen Athem wie eine angenehme Gluth auf ihrem Gesichte und ihrem Nacken. Er spricht kein Wort zu ihr, aber sein hübsches Gesicht ist ihr immer voll zugewendet und sie kann daher sehen, wie es voll Lebenslust ist und die Augen darin sagen ihr, daß sie ihm gefällt, ausnehmend gefällt, von ihrem welligen Scheitel an bis zu dem wogenden Busen, von ihren Händen an, die er fast zerquetscht, bis zu den zierlichen Füßen, die an die seinigen streifen.

Zimmer enger umschlingt sie sein sehniger Arm; kaum kann sie mehr athmen, so eng Brust an Brust tanzen sie: kaum hat sie mehr eine freie Bewegung, so dicht preßt er seine Schenkel gegen die ihrigen.

Da, mitten im tollsten Wirbel drückt er blitzschnell seine Lippen auf ihre Wangen und flüstert ihr dann zu: „G'hörst mir?“ Sie wird bleich und roth und schließt ein wenig die Augen.

Was will er von ihr? Er kennt sie erst seit einer halben Stunde und nun diese Frage? Aber sie kann nicht anders, als sich enger an ihn schmiegen und ihm die Hand drücken.

„Ja!“ jubelt er und leitet sie im Tanze nach einer der Ausgangsthüren.

Im nächsten Augenblick sind Beide verschwunden.

Die Tänzer merken nichts, denn die sind mit sich selber beschäftigt. Die Wirthin steht schweisend in der Küche und hat nicht Zeit, an ihr Töchterchen zu denken; der Hausherr glaubt seine Susi im Tanzsaal und so kommt es, daß Susi mit dem Wildling ungesehen in ihr Zimmer schlüpfen konnte. Tobi schiebt den Kiegel zu und hebt dann das zitternde Mädchen jubelnd in die Höhe.

„S schönst' Dirndl thal auf und thal ab is mein!“ flüstert er ihr dabei zu und küßt dann die Susi herzhaft ab.

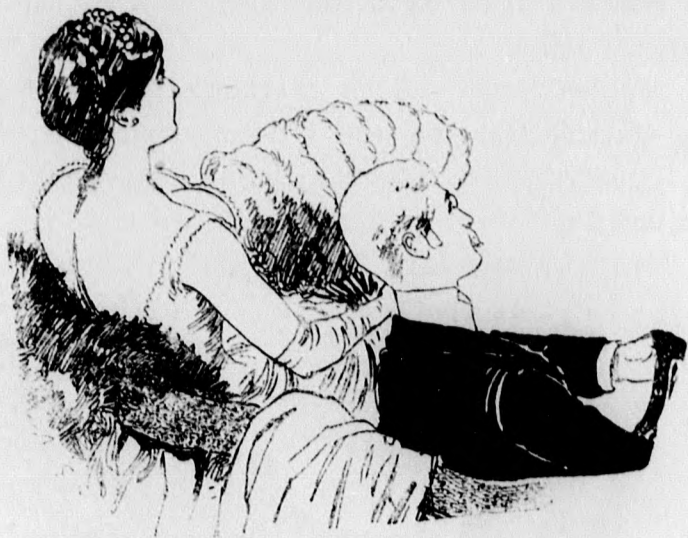
„Willst mei' Schatz sein?“ fragt er sie weiter und sie hat alle städtische Erziehung und alles Vornehmthun vergessen. Vor ihr steht in Gestalt eines urkräftigen, schönen Mannes die liebe Natur, zu der sie gehört. Mit wildpochendem Herzen drängt sie sich an ihn und ungestüm schlingt sie ihre weißen Arme um den Hals des Bauers, der sie so rasch für die Natürlichkeit zurückerobert hat und da er fühlt, daß sie seine Frage gut beantwortet — verliert er weiter keine Worte mehr.

### IV.

Der Tobi und die Susi haben noch viel mit einander getanzt in jener Nacht. Es fiel darum Niemandem auf, daß die Susi am anderen Morgen ob dieses Tanzens und wohl auch wegen der Kopfschmerzen — einen dichten Schatten um die Augen hatte.



## Die Zerstreute.



— Der Tenorist singt wunderbar! Nicht wahr, liebste Alice?

— In der That; ich habe nie einen schöner gebauten Mann gesehen! . . .

## Der Zerstreute.



— Oh, meine Gnädige! Ihr duftiges Spitzen-Mouchoir möchte ich als ewiges Andenken behalten . . .

— Unmöglich! Nachdem Sie sich seit einer halben Stunde damit den Schweiß von der Stirne wischen.

## Weise Sprüchlein.

Willst Du Deines Lebens Tage  
Wallen frohgemuth einher,  
Achte, Freund! was ich Dir sage:  
Schreibe nie und nimmer quer!

\*

Gehst Du in einen ästhetischen Thee,  
Bestell' Dir zu zwölf Uhr ein gutes Souper;  
Denn in Thee's sind nach der Aesthetik Moral  
Die Bröddchen belegt zwar, doch sehr ideal.

\*

Bist Du in den verliebten Jahren,  
Dichte „Sie“ an in tausend Gedichten!  
Doch beim Verloben — nach ihrem Waaren  
Sollst Wissens Sorge vorher Du richten.

C. Spielmann.

## Pessimismus.

— Nach Th. de Banville von A. Sch. —

Der Landschaftler Gustav Gerstorfer streifte seit einer Stunde durch den Wald, beladen wie ein Maulthier, aber dennoch frohen Sinnes, eine Zigarre nach der andern sich anbrennend. Er schleppte nicht nur das sämtliche Rüstzeug der Maler mit sich: Sonnenschirm, Staffelei und Feldfessel, sondern außerdem noch eine Jagdtasche voll mit den auserlesensten Sachen für einen Feinschmecker.

Während er seinen Gedanken nachhing, tauchte plötzlich zu seiner Linken, in einem Gebüsch neben dem Waldpfade, auf welchem er dahinschritt, ein seltsamer Anblick vor ihm auf, der ihn innezuhalten nöthigte. Auf dem Rasen saß ein mit erlesenster Eleganz gekleideter hübscher junger Mann, der, mit Gemüthsruhe eine Zigarre rauchend, einen Revolver an die Schläfe setzte und augenscheinlich im Begriffe war abzudrücken.

Mit zwei Schritten befand sich Gerstorfer an der Seite des Selbstmordkandidaten; mit einem sichern Griff nahm er ihm den Revolver aus der Hand und steckte die Waffe in die Tasche. Gleichzeitig rief er in höchster Verwunderung aus:

— Was? sie sind's, Herr von Mahrau? Mein Nachbar in Mahrau, der das herrliche Schloßchen, den schönen Wildpark, die reiche Volière, Acker, Wiesen, Fischteiche u. s. w. besitzt?

— Ach, — sagte der Andere mit träger Zunge, Revolver zurück . . . Leben abscheulich . . . Schopenhauer . . .

— War gewiß ein großer Philosoph, aber Johann Fischart ist auch nicht bitter. Also, Sie wollen sterben, junger Freund! Nun, Sie haben vielleicht nicht Unrecht. Doch es langweilt mich allein zu spazieren; später werde ich Ihnen vielleicht erlauben, Ihr „Dasein zu enden“ und, wenn es Ihnen angenehm ist, Ihnen dabei vielleicht gar behilflich sein. Aber für den Augenblick brauche ich einen Gefährten auf meiner Waldpromenade.

— Mir Wurst . . . Will mich erschießen . . .

Dabei machte sich's der junge Pessimist im Grase noch bequemer.

Gerstorfer sagte kein Wort mehr, aber er packte Mahrau mit gewaltiger Faust am Kragen und stellte ihn auf die Beine. Dann setzte er sich in Bewegung und Mahrau, der jetzt begriffen hatte, mit wem er es zu thun habe, ging mit der Resignation eines geprügelten Hundes neben ihm einher.

— Und nun wollen wir von allerhand Sachen reden, sagte Gerstorfer. Sie sind ungeheuer reich?

— Ja, erwiderte Mahrau; eckelhaft reich. Seit Onkel Florian todt ist, der reiche Schachtelfabrikant, für den alle Zuchthäuser des Reiches gearbeitet haben, besitze ich beiläufig fünf Millionen. Habe Häuser in Wien, Villen überall, Yacht auf Genfer See, Alles was man will. Aber ich langweile mich; ich weiß nicht, wie ich mir die Zeit vertreiben soll.

— Sie könnten reisen, meinte Gerstorfer.

— Ach, die Welt ist blöd. Ich habe japanesische Raritäten, alte Waffen, Bücher und Gemälde gesammelt. Jetzt kommt ein schäbiger Antiquar und beweist mir, daß die theuersten Stücke meiner Sammlungen imitirter Schund sind.

— Ach ja; so ist es Anderen auch schon ergangen. Aber haben Sie wenigstens Appetit? Ein gutes Mahl hat seine Annehmlichkeiten.

— Ja, sagte Mahrau: Kaviar, Mockturtle-Suppe, Hummer. Aber ich mag nicht essen, lieber trinken: Arak, Cognac. Und Sie — wofür leben Sie? Sind Sie nicht elend wie ein Fiakergaul? Sie rackern sich wie ein Steinbrecher und erwerben, wenn es hoch geht, zehntausend Gulden im Jahr. Arbeiten? psui! Geben Sie meinen Revolver her!

Gerstorfer zwang ihn weiterzugehen und sagte ihm:

— Nein, ich bin nicht Ihrer Ansicht. Es gibt in der Arbeit so köstliche und grausame Momente, daß, wenn Sie nur eine Ahnung davon hätten, das Arbeitsfieber Sie bis ins innerste Mark verzehren würde. Doch wollen Sie lieber von Frauen reden? Da begegnen sich die Meinungen am meisten.

— Die Weiber? Ach, die sind immer die nämliche Sache; geschminkt, dumm, langweilig, der Geist nach dem „Bazar“ gebildet . . .

— Nein, Sie sind entschieden ein eigenthümlicher Kauz. Für mich ist die Frau — jede Frau — ein Wunder des Himmels, ein Werk, das man nie genug bewundern kann. Und wenn ich Eine treffe, die in ihrer unaussprechlichen Güte mir ihre Liebe schenkt, so erfüllt mich dies mit grenzenloser Verehrung und Dankbarkeit für sie. Wir Beide können uns demnach über keinen Punkt verständigen. Am besten, wir reden gar nichts mehr, sondern gehen rasch, sehr rasch, um unser Blut in Kreislauf zu bringen.

Und ohne weiter ein Wort zu sagen, begann Gerstorfer in erschrecklicher Weise seine Schritte zu beschleunigen und sein Gefährte folgte ihm verblüfft, ganz dumm vor Erstaunen. So raunten sie Stunden lang durch den Wald. Ohne Unterlaß und Uebergang wechselte die Szenerie; sie kamen über Hügel, Thäler und Lichtungen. Von Zeit zu Zeit sank Mahrau betäubt und athemlos nieder; aber Gerstorfer war unerbittlich und riß ihn immer wieder empor. Endlich blieb der unglückliche Pessimist wie eingewurzelt stehen und stieß keuchend ein Wort hervor:

— Hunger!

Ohne ein Wort zu sagen, führte der Maler sein Opfer zu einem frischen Rasenplatz, wo die beiden Genossen sich niederließen. Gerstorfer legte sein Malerzeug weg und öffnete seine Jagdtasche. Sie war ein wahres Füllhorn. Es gab darin Schinken, geräucherte Gansbrust, Hasenpastete, Käse, zwei Flaschen Rheinwein, Weißbrod, kalten Kaffee, Curacao. Mahrau aß wie Ugolino; er riß die Speisen mit den Fingern auseinander und stopfte sich sie mit beiden Händen in den Mund; dazu trank er wie ein Badschwamm. Endlich, als er nimmer weiter konnte, roth, gesättigt und zufrieden dasaß, zündete er eine Zigarre an, strich sich den Magen und sagte:

— Ach!!

In diesem Augenblicke ging eine große kräftige Bauern-dirne vorüber, mit dichtem, schwarzem Haar und rothen, vollen

Rippen. Ihre Kleidung bestand in einem wollenen Rock und einem Hemd von ungebleichter, grober Leinwand und dieses Hemd vermochte kaum die überquellende Fülle des jugendlichen Körpers zu fassen.

Mahrau schaute auf die Vorübergehende mit gierigen Augen wie eine Katze auf eine Gruppe junger Mäuschen.

Dann erhob er sich mit einem Satz und eilte der Dirne nach.

Gerstorfer aber lachte hell auf und rief ihm nach:

— He, Herr von Mahrau! Ihr Revolver?!



## ONBONNIÈRE.

Ein berechtigter Wunsch.

Herr Wunderlich lebte mit seiner Gattin in unzufriedener Ehe und zankte immersort mit ihr, selbst in Gegenwart anderer Leute.

Als er wieder einmal vor einer ganzen Tischgesellschaft auf sie loschimpfte, verlor Frau Wunderlich die Geduld und sagte:

— Lieber Mann, wenn Du mich schon nicht magst, so disgustire doch die Anderen nicht.

\*

Nach dem Ball.

— Liebe Antonie, Du weißt Dich nicht zu benehmen. Mit dem blonden Herrn bist Du zu weit gegangen. Du weißt wohl, daß Du eine verheirathete Frau bist . . .

— Ei freilich; aber er hat es nicht gewußt.

\*

Gut empfohlen.

— Ich empfehle Ihnen, den Fritz M. als Kassierer in Ihrem Geschäfte anzustellen.

— Welchen Vorzug besitzt denn dieser Herr?

— Er ist auf beiden Beinen lahm und geht mit Krücken.

\*

Ärztlich.

Herr Maier macht mit Frau und Schwiegermutter eine Landparthie. Bei dem großen Teiche angekommen schlägt Herr Maier eine Kahnfahrt vor. Die Damen, die kein rechtes Vertrauen zu den nautischen Fähigkeiten des Herrn Maier haben, weigern sich in den Kahn zu steigen und lassen ihn allein ziehen. In dem Augenblicke, da er abstoßen will, sagt die Schwiegermama:

— Lieber Ludwig! Lassen Sie doch Uhr und Börse zurück. Wer weiß, was passiren kann . . .

\*

Vom Theater.

Der Direktor legt dem Autor die Kostumzeichnungen zu seinem neuen Stücke vor.

— Diese Köckchen sind doch gar zu kurz, bemerkt der Autor.

— Lieber Freund! Je länger das Stück, desto kürzer müssen die Köckchen sein.

# Mont-Oriol.

(8)

Roman von Guy de Maupassant.

Deutsch von Armin Schwarz.

In ihr Zimmer zurückgekehrt entledigte sich Christiane in einigen Sekunden ihrer Kleider und kroch in ihr Bett, wo sie den Kopf unter der Decke verbarg. Dann weinte sie lange, lange, gebrochen, vernichtet. Sie weinte ohne Gedanken, ohne recht zu wissen warum; sie weinte aus Instinkt, so wie man singt, wenn man heiter ist. Und endlich schlief sie erschöpft ein.

Sie ward durch ein leises Pochen an ihre Thüre geweckt. Es war heller Tag, neun Uhr. Sie rief: „Herein!“ und ihr Gatte trat ein, frisch und munter, mit der Keisemütze auf dem Kopfe und dem Geldtäschchen an der Seite.

— Ich bin gekommen, ohne mich anzukündigen, Theuerste! rief er. Ich hoffe, Du befindest Dich wohl. In Paris ist das schönste Wetter.

Und er näherte sich, um sie zu küssen.

Sie zog sich bis an die Mauer zurück, von einer wahn-sinnigen Furcht ergriffen vor diesem frischen, fröhlichen Männchen, das die Lippen zum Kusse spitzte. Dann bot sie ihm rasch die Stirn zum Kusse, wobei sie die Augen schloß. Er drückte ruhig seine Lippen darauf und sagte:

— Du erlaubst wohl, daß ich in Deinem Toilette-Zimmer mich ein wenig wasche. Da man von meiner Ankunft nicht verständigt war, hat man mein Zimmer nicht in Stand gesetzt.

— Ja, gewiß, stammelte sie.

Sie hörte ihn drin gehen und schaffen und im Wasser plätschern, dabei rief er: „Was gibt es denn hier Neues? Ich habe ausgezeichnete Nachrichten! Die Analyse der Quelle hat ergeben, daß wir um mindestens drei Krankheiten mehr kurren werden, als unsere Nachbarn in Royat.“

Sie saß jetzt im Bette, schier erstickend, mit wirrem Kopfe in Folge dieser unerwarteten Rückkehr. Jetzt kam ihr Mann wieder aus dem Toilette-Zimmer zum Vorschein, frisch, zufrieden, einen starken Geruch von Eisenkraut verbreitend. Er setzte sich vertraulich auf das Fußende ihres Bettes und fragte: „Was macht der Sichtbrüchige? Kann er schon gehen? Mit all' den Stoffen, die wir im Wasser gefunden haben, muß er geheilt werden! . . .“

— Ich denke, es geht ihm besser, stammelte sie. Ich habe ihn seit einigen Tagen nicht gesehen. Ich bin ein wenig leidend . . .

Er betrachtete sie mit Interesse und sagte:

— Es ist wahr, Du bist ein wenig bleich, das läßt Dir übrigens gut. Du bist reizend so, völlig reizend.

Er näherte sich ihr und indem er sich zu ihr neigte, wollte er einen Arm um ihren Leib legen.

Allein, sie warf sich mit einer solchen Bewegung des Entsetzens zurück, daß er betroffen inne hielt. Dann fragte er:

— Was ist Dir denn? Man darf Dich gar nicht mehr anrühren? Ich will Dir nicht weh thun . . .

Und er näherte sich ihr noch mehr, die Augen von einem plötzlich erwachten Verlangen entzündet.

Da stammelte sie:

— Nein, lassen Sie mich! Ich bin . . . ich glaube, daß ich schwanger bin!

Sie hatte dies gesagt, außer sich vor Angst, ohne weiter daran zu denken, nur um seiner Berührung zu entgehen; ungefähr so wie sie gesagt haben würde: „Ich bin aussätzig! . . .“

Nun erbleichte er, von einem Gefühl tiefinnerster Freude ergriffen. Und er vermochte nichts weiter zu sagen, als: „Schon?“ Er fühlte das Verlangen, sie lange und zärtlich zu umarmen, als glücklicher, dankbarer Vater. Dann ward er wieder unruhig. „Ist's möglich? . . . Du glaubst? . . . So früh? . . .“

Und sie erwiderte: „Ja, es ist möglich.“

Da hüpfte er freudvoll im Zimmer umher, schlug die Hände zusammen und rief: „Christi! Christi! Welch' ein glücklicher Tag!“

Da meldete man den Doktor Latonne. Andermatt empfing denselben im Salon. Der Doktor hatte eine sehr feierliche Miene und erzählte, daß der Inspektions-Arzt Doktor Bonnefille ihn beschuldige, er — Latonne — hätte ihm — Bonnefille — die Clientèle der Frau Andermatt abwendig gemacht. Dies nöthige ihn — Latonne — auf die fernere Behandlung dieser Dame zu verzichten und den Hergang der Sache öffentlich mitzutheilen.

In Andermatt empörte sich der Geschäftsmann.

— Es sei, Doktor, sagte er kühl. Ich wünsche nur, daß Sie Ihren Entschluß nicht zu bereuen haben sollen.

— Sicherlich werde ich es zu bedauern haben, mein Herr, aber ich schwanke niemals in der Wahl zwischen meinen Interessen und der Würde meines Standes.

Er erhob sich und ging nach einer zeremoniösen Verbeugung. Auf der Schwelle kreuzte er sich mit dem Marquis, der einen Brief in der Luft schwingend ausrief: „Da ist mir durch Ihre Schuld eine sehr verdrießliche Geschichte widerfahren! Der Doktor Bonnefille hat, dadurch verlest, daß Sie seinen Kollegen zu Christiane gerufen haben, mir seine Rechnung geschickt und ganz trocken hinzugefügt, daß ich auf seinen ärztlichen Beistand ferner nicht zu rechnen habe.“

Da erzürnte sich Andermatt wieder und machte seinem Schwiegervater begreiflich, daß er selbst an Allem schuld sei, indem er, ohne ihn zu fragen, den alten Esel Bonnefille hatte kommen lassen.

Da kam Gontran. Er setzte sich in einen Fauteuil und ergözte sich an dem Streite der beiden Herren. Dann, als Beide außer Athem waren, erhob er die Hand und sagte: „Ich bitte um das Wort! Sie sind nun Beide ohne Arzt: ich schlage meinen Kandidaten vor, den Doktor Honorat. Er ist der richtige Mann. Er verordnet den Brunnen von Enval anderen Leuten, aber er selbst trinkt nie einen Tropfen davon.“

Man bat Gontran, den Doktor Honorat sogleich kommen zu lassen.

Christiane hatte diesen ganzen Streit durch die halb offene Thüre mit angehört, ohne zu wissen, um was es sich handle. Kaum hatte ihr Gatte ihr Zimmer verlassen, als sie aus dem Bett, das ihr jetzt als ein furchtbarer Ort erschien, gesprungen war und sich rasch angekleidet hatte.

Ihr schien heute die ganze Welt verändert; das Leben war ein anderes als gestern; auch die Leute waren ganz andere geworden. Jetzt vernahm sie wieder die Stimme ihres Gatten, welcher ausrief:

— Ah, mein lieber Bretigny, wie geht es Ihnen?

Er sagte nicht mehr: „Herr Bretigny.“

Und der Andere erwiderte:

— Sehr gut, mein lieber Andermatt. Sie sind heute Fröh angekommen?

Christiane, die eben im Begriff war, ihr Haar emporzuheben, hielt plötzlich inne, mit den Händen in der Luft; athemlos stand sie da; sie glaubte durch die Scheidewand hindurch zu sehen, wie die beiden Männer sich die Hände reichen. Sie setzte sich, weil sie sich auf den Beinen nicht mehr aufrecht halten konnte und ihre Haare fielen regellos über ihre Schultern herab.

Plötzlich sagte sie fast laut: „Ich liebe ihn, ich liebe ihn!“ als hätte sie damit etwas Neues gesagt, was sie rettete, tröstete, vor ihrem Gewissen rechtfertigte. In einem Augenblick war ihr Entschluß gefaßt. Sie fuhr fort, ihr Haar zu ordnen und murmelte dabei von Zeit zu Zeit: „Ich habe einen Geliebten; das ist Alles.“ Und sie war entschlossen, ihm ihr Leben, ihr Glück, Alles aufzuopfern. Und sie warf ihm durch die Mauer Kußhändchen zu.

Herr Andermatt öffnete jetzt die Thüre und fragte:

— Sind Sie bald fertig? Wir wollen den Sichtbrüchigen in seinem Bade aufsuchen, um zu sehen, ob es wirklich schon besser gehe.

Sie erwiderte ruhig:

— Ja, mein lieber Will; in fünf Minuten.

Jetzt kam Gontran zurück und rief:

— Denket Euch! ich habe im Parke den Doktor Ho-

norat getroffen und derselbe lehnt es ab, Euch seine Dienste zu widmen; er fürchtet die Anderen, — der Schwachkopf!

Der Marquis war niedergeschmettert. „Dann kann man hier hilflos sterben!“ rief er verzweifelt. „Das will ich den Zeitungen mittheilen!“ Dann wandte er sich zu Gontran und sagte: „Wir müssen aus Royat oder Clermont einen Arzt kommen lassen; wir können doch nicht ohne Arzt bleiben! . . .“

Andermatt nahm seinen Hut und sagte:

— Beruhigen Sie sich, Marquis; heute Abend werden alle drei Aerzte zu unseren Füßen liegen. Jetzt wollen wir den Vater Clovis auffuchen. — Sind Sie bereit, Christiane?

Sie erschien bleich und mit entschlossener Miene auf der Thürschwelle. Nachdem sie Vater und Bruder umarmt hatte, wandte sie sich zu Paul und reichte ihm die Hand. Mit gesenkten Blicken und zitternd vor Aufregung ergriff er diese Hand. Da die Anderen das Zimmer schon verlassen hatten, sagte sie mit einem zärtlichen und entschlossenen Blick auf den jungen Mann: „Ich gehöre Ihnen mit Leib und Seele; machen Sie mit mir was Sie wollen.“

Und ohne seine Antwort abzuwarten, ging sie hinaus.

Bei der Quelle angekommen, fand man den Vater Clovis in der Wassergrube sitzen und im Sonnenbrand, geschützt durch seinen zerfetzten breiten Filzhut schlummern.

Andermatt weckte ihn.

— Nun, mein guter Mann, geht's besser mit Euch?

Als der Alte seinen Gönner erkannte, verzog er verzückt das runzelige Gesicht und sagte:

— Ja, ja; es geht; es geht ganz nach Wunsch.

— Können Ihr schon gehen?

— Ich laufe wie ein Hase. Nächsten Sonntag werde ich mit meinem Liebchen die Bourrée tanzen.

Andermatt fühlte sein Herz rascher pochen.

— Ist's wahr? Ihr könnt schon gehen?

Vater Clovis ließ jetzt den Scherz beiseite und erwiderte:

— Nun, nicht gar so gut, aber es geht immerhin.

Der Bankier wollte das sogleich sehen; er hat die anderen Herren, ihm zu helfen und mit vereinten Kräften hoben sie den alten Bettler aus dem Wasser und ließen ihn am Rande der Grube nieder. Dann hoben sie ihn wieder auf und gaben ihm seine Krücken. Nun begann er zu gehen, gebeugt, die Beine schleppend, ächzend und stöhnend, eine lange Wasserspur im weißen Sande zurücklassend.

Andermatt war entzückt. Man setzte den Alten wieder in seine Grube; dabei brummte Vater Clovis: „Es ist ein gutes Wässerchen, mit Gold nicht aufzuwiegen.“

Der Bankier sagte nun, man solle ihn zum Frühstück nicht erwarten; er wolle zu den Oriols gehen; solche Geschäfte dürfe man nicht auf die lange Bank schieben.

Und er erntfernte sich mit raschen Schritten.

Die Anderen setzten sich unter die Weiden am Wegrande, der Quelle des Vater Oriol gegenüber. Paul saß neben Christiane und Beide waren in ihre Gedanken versunken. Dieser Mann, den sie vor einem Monate noch nicht gekannt hatte, war jetzt mit ihrem Herzen und mit ihrem Leibe verknüpft durch jene geheimnißvollen Bande, welche die Natur um den Mann und das Weib schlingt.

So hatte man die Badezeit veräußt und man blieb noch bis zur Frühstückszeit. Andermatt war nicht zurückgekehrt und man mußte sich entschließen, ohne ihn zu Tische zu gehen.

Erst gegen Abend kam er schweißtriefend, mit ganz in Unordnung gerathenen Kleidern, als ob er ein Gefecht hinter sich hätte. Als er seinen Schwiegervater erblickte, rief er:

— Victoria! Abgemacht! Es war ein schwerer Tag! Der alte Fuchs hat mir viel Mühe gemacht! . . .

Und er erzählte, daß er nach langen Unterhandlungen sich mit Oriol folgendermaßen geeinigt habe. Oriol brachte in

die zu gründende Aktien-Gesellschaft alle seine am Bache gelegenen Grundstücke mit, d. h. alle jene, wo voraussichtlich Quellen zu finden sein würden, ferner den Hügel des Weingeländes, wo ein Kasino und ein Hôtel gebaut werden sollten und einige Morgen Weingärten am Abhang, welche in Parzellen getheilt und den berühmtesten Aerzten von Paris überlassen werden sollten.

Für diesen Beitrag, der mit einer Viertelmillion, das heißt ungefähr viermal so hoch abgeschätzt wurde, als der wirkliche Werth ausmachte, sollte der Bauer den vierten Theil des Nutzens der Aktiengesellschaft beziehen.

Andermatt schloß mit der Erklärung, daß er noch am nämlichen Abend nach Paris zurückkehren müsse und als der Marquis darüber erstaunt schien, sagte er:

— Ja, mein lieber Schwiegervater; ich muß den endgültigen Vertrag vorbereiten lassen, während Herr Aubry-Pasteur hier mit den Nachforschungen nach weiteren Quellen fortfahren wird. Ich muß auch alle erforderlichen Anordnungen treffen, daß man in zwei Wochen mit den Bauten beginne. Sie werden Mitglied des Verwaltungsrathes und zu diesem Behufe gebe ich Ihnen zehn Aktien. Auch Ihnen, Gontran, gebe ich zehn Aktien. — Dann, zu Paul gewendet: Geehrter Herr, wollen Sie mir den Freundschaftsdienst erweisen, zehn Aktien mit dem Titel eines Verwaltungsrathes anzunehmen?

Paul verneigte sich und erwiderte:

— Sie werden mir verzeihen, mein Herr, wenn ich dieses gütige Anerbieten ablehne. Dagegen bitte ich Sie, mir zu erlauben, daß ich mich mit einer Einlage von hunderttausend Francs an diesem Unternehmen betheilige, das mir ein ausgezeichnetes zu sein scheint.

Christiane erröthete bis an die Haarwurzeln. Sie war ergriffen und gekränkt. Sie hatte die Empfindung, als wäre sie es, die man soeben gekauft und verkauft hatte. Würde Paul ihrem Gatten diese hunderttausend Francs angeboten haben, wenn er sie nicht geliebt hätte? Gewiß nicht! Er hätte es wenigstens vermeiden sollen, in ihrer Gegenwart dieses Geschäft abzumachen.

Bei dem Diner sprach alle Welt von dem neuen Unternehmen Andermatt's; es war schon Jedermann bekannt. Ein Diener brachte dem Bankier eine Karte mit folgenden Zeilen: „Doktor Latonne aus Paris bittet Sie, ihm vor Ihrer Abreise eine kurze Unterredung zu gewähren.“

— Sagen Sie dem Herrn, daß ich keine Zeit habe, daß ich aber in acht bis zehn Tagen wiederkommen werde.

Im nämlichen Augenblicke brachte man Christiane einen Blumenkorb von Seite des Doktors Honorat.

Gontran bemerkte lachend:

— Bonnefille ist schlechter Dritter.

Als Andermatt in den Wagen stieg, um zur Bahnstation zu fahren, war das halbe Dorf vor dem Hôtel versammelt und in der vordersten Reihe stand der Doktor Bonnefille, der sich bis zum Boden verneigte und respektvoll sagte:

— Glückliche Reise, Herr Baron!

Christiane suchte an diesem Abend frühzeitig ihr Zimmer auf. Sie schlüpfte in einen Peignoir und setzte sich auf ihren kleinen Balkon hinaus, um zu träumen. Unaufhörlich schwebte ihr das Bild Desjenigen vor, der sie erobert hatte. Sie sah ihn sanft und heftig, stark und unterwürfig vor ihr. Und allmählig fühlte sie, daß das Verlangen sie umflattere und sie streife wie der Flügel eines Vogels. Welch' ein wonniges, neues Gefühl ist es, geliebt zu sein!

. . . Da, plötzlich, tauchte ein schwarzer Schatten vor ihr auf, der sich über das Gitter des Balkons schwang. Es war Paul! Mit einem Freudenschrei, ohne daran zu denken, daß man sie sehen und hören könne, sank sie an seine Brust.

(Fortsetzung folgt.)